

Am andern Morgen hatte sich Frau Müller soweit wieder erholt, daß sie, obgleich sehr schwach und angegriffen, doch ihren Vorsatz ausführen und den Auswandereragenten wegen der Ueberfahrt um Rath befragen konnte. Wilhelm hatte sie im Geschäft aufgesucht, ihm die nöthigen Mittheilungen zu machen, und dieser ließ es sich nicht nehmen, seine Mutter nach Hause zu begleiten. Dort angekommen, fanden sie Müller beschäftigt, den Laden mit seinen Bildern auszuschräumen, einige hatte er in die Schaufenster gesetzt und was ihm dabei an Möbeln und sonstigem Geräth im Wege war, hatte er zum Theil auf den Fluß, zum Theil auf den Hof befördert.

Mutter und Sohn sahen sich sprachlos an. „Was soll diese neue Einrichtung?“ sagte Frau Müller zu ihrem Gatten, als er unbekümmert um ihr Eintreten in seiner Beschäftigung fortfuhr.

„Ich errichte eine Kunsthandlung,“ entgegnete er. „Das ist jetzt mein Geschäft und hat mir Niemand drein zu reden. Der Trödel ist Deine Sache und habe ich den ganzen Kram an die Luft gesetzt, mach' damit was Du willst.“

Frau Müller war es müde, gegen den Eigensinn und die Thorheit ihres Mannes anzukämpfen, sie ließ ihn gewähren und suchte nur unter den alten Möbeln ihren Koffer, in dem sie ihren Schatz verborgen hatte. „Wilhelm, hilf mir den Tisch beiseite setzen,“ sagte sie zu ihrem Sohn, „und sieh' einmal nach, ob der große, alte und mit Eisen beschlagene Koffer dahinter steht.“

Wilhelm erfüllte den Wunsch seiner Mutter, suchte aber vergebens unter allem Gerümpel umher, der Koffer war nicht zu finden.

„Sieh' einmal auf dem Hof zu, dort stehen auch noch Sachen,“ bat Frau Müller, die an allen Gliedern zitterte, „der Koffer muß im Hause sein.“

„Auch dort ist nichts!“ berichtete Wilhelm. „Nichts!“ rief die arme Frau entsetzt. „Hast Du auch genau Alles nachgesehen?“ — „Folge mir!“

Sie ging zu ihrem Gatten. „Eins möchte ich Dich fragen, Müller,“ sagte sie zu diesem, „wo hast Du den großen, mit Eisen beschlagenen Koffer hingestellt, er fehlt mir unter den Sachen?“

„Den hab' ich heute Morgen an einen Auswanderer verkauft, der über Hamburg nach Amerika wollte, er hat mir drei Thaler dafür gegeben.“

Die Trödelrfrau stieß einen lauten Schrei aus und sank wie leblos in ihres Sohnes Arme.

„Was ist denn nun schon wieder los,“ brummte Müller in den Bart; „erst treibt sie mir die Galle in's Blut mit ihren Predigten und Ermahnungen, und nun ich das erste Geschäft gemacht habe, ist sie so verwundert darüber, daß sie in Ohnmacht fällt. Der Henker versteht die Weiber.“

Wilhelm hatte seine Mutter nach dem Hof geführt, daß sie sich in der frischen Luft erhole, er reichte ihr einen Trunk Wasser, sie erhobte sich langsam.

„Mein armes Kind,“ sagte sie; „wir sind sehr unglücklich, in dem Koffer hatte ich meine ganzen Ersparnisse in einem doppelten Boden aufbewahrt, und jetzt ist Alles fort — fort, unwiederbringlich verloren!“

„Das will ich noch nicht behaupten, hast Du Geld, Mutter! daß ich nach Hamburg reisen kann, so hoffe ich, es wird noch Zeit sein, den Mann auszufinden, der den Koffer erstanden hat.“

„Hier nimm, mein Sohn! oben im Schrank sind zwanzig Thaler, dies ist der Schlüssel! — Nimm!“ — fügte sie hastig hinzu; „und reise schnell, so rasch Du kannst. Mein Segen begleite Dich!“

Drei Tage vergingen für die arme gequälte Frau, drei Tage der Angst und Sorge, am dritten Abend stellte sich Wilhelm wieder ein; das Gesicht strahlend vor Freude, er brachte den Koffer zurück. Mutter und Sohn weinten Freudenthränen, und nun mußte Wilhelm erzählen, wie es ihm auf der Reise ergangen sei.

„Du kannst Dir denken, Mutter,“ sagte er, „wie ich voll Ungebuld die einzelnen Stationen zählte, trotz der rasenden Eile ging mir der Zug immer noch zu langsam, meine Gedanken waren bei Dir und in Hamburg, je kleiner die Entfernung wurde, um so mehr wuchs meine Angst, es könnte am Ende doch zu spät sein. Vor meinem Geiste schwebten allerlei Bilder, ich sah in Gedanken ein Schiff die Anker lichten, als ich gerade den Hafen erreichte, die Unruhe steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, so oft der Schaffner vorüberkam, fragte ich, ob wir noch nicht bald in Hamburg wären, alle Viertelstunden sah ich nach der Uhr, ob der Zeiger schon weit vorgerückt sei. Dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirn, und ein namenloser Durst quälte mich. Zeit meines Lebens werde ich an die Reise denken. Endlich war das heißersehnte Ziel erreicht, ich setzte mich in eine Droschke und fuhr nach dem Hafen. Vor mir lagen Hunderte von Schiffen, welches ging nach Amerika? — Man wies mich am Hafendamm entlang, bis ich ein großes Fahrzeug zu Gesicht bekam, das gedrängt voll Menschen stand. „Ist das das Passagierschiff nach Amerika?“ fragte ich einen Vorübergehenden. „Ja!“ lautete die Antwort. Ich breche mir Bahn durch die Menge, ich frage bald diesen, bald jenen Auswanderer, ob er über Köln komme, endlich erhielt ich Bescheid, man bezeichniete mir einen mürrißig aussehenden Menschen,

der bei der Kajütte saß, ich erkundigte mich, ob er am Rhein einen Koffer gekauft habe, er bejahte, ich hatte meinen Mann gefunden und athmete auf. Ich bot ihm fünf Thaler, den Kauf rückgängig zu machen, gab an, der Koffer sei ein altes Erbstück unserer Familie und sei irrtümlich veräußert worden, aber es war alles Zureden umsonst. „Verkauft ist verkauft!“ sagte er. — Der Kapitän gab das zweite Zeichen zur Abfahrt, ich bot ihm sechs Thaler, aber er blieb bei seinem Nein. Denke Dir meine Angst, Mutter, nur noch wenige Minuten und die Anker wurden gelichtet. Der Befehl wurde gegeben, das Deck zu verlassen, jetzt war's die höchste Zeit, wollte ich den Koffer retten, ich versprach ihm acht Thaler — das half, er ließ sich das Geld von mir auszahlen, schüttete den Inhalt des Koffers in einen großen Sack und gab mir mein Eigenthum zurück. Gerade als ich meine Last auf der Landungsbrücke niederlegte, verließ das Schiff den Ankerplatz.“

„Gott sei Dank, daß Alles so abgelaufen ist!“ sagte Frau Müller; „ich habe schon bei Deiner Erzählung eine wahre Seelenangst ausgestanden und da ist mir einmal über das andre heiß und kalt geworden. Doch nun“, setzte sie erleichtert hinzu, „ist ja Alles wieder gut, sieh' einmal nach Deiner Uhr, ich glaube, wir müssen uns beeilen unsern Schatz in Sicherheit zu bringen, ehe mein böser Geist aus dem Wirthshaus kommt.“

„Es wird nicht weit von Elf sein, aber auf meine Uhr kann ich nicht mehr sehen, die habe ich in Hamburg verkauft, weil das Geld zur Rückreise fehlte.“

„Die Uhr auch fort“, seufzte Frau Müller; „die schöne Uhr, die Dir so am Herzen lag, aber das geht nicht, Wilhelm, Du mußt eine andere haben! ich will Dir gleich das Geld dazu geben, komm, hilf mir und schließ den Koffer auf.“

„So, liebe Mutter.“

„Jetzt drück' einmal auf den kleinen Messingknopf, der sich an der rechten Seite befindet.“

Wilhelm that, wie ihm geheissen wurde, der Boden der Kiste löste sich und unter diesem zeigte sich ein verborgener Behälter, der mit Papieren angefüllt war.

„Nicht wahr, Du staunst, mein Junge! nun nimm Dir was Du brauchst und kauf Dir eine andere Uhr.“

„Mutter, was soll in dem Kasten sein?“ fragte Wilhelm bestürzt.

„Nun Geld, mein Sohn! lauter gutes Papiergeld, sieh' Dir's nur an!“

„Hier ist kein Geld!“

„Kein Geld?“ — rief die arme geängstigte Frau und stürzte zu dem Koffer, den Inhalt durchwühlend.

„Nichts! Nichts! — O Gott, laß mich meine Sinne behalten!“ hauchte sie fast verzweifelt und preßte ihre Hände vors Gesicht. — „Umsonst gehofft!“ stieß sie weinend hervor. „Umsonst mir jeden Bissen vom Munde abgepart und jetzt stehe ich vor den Trümmern meiner Pläne wie vor meinem Sarge! — Mir ist, als wollte das Herz mir springen. O, Wilhelm, bringe mich auf mein Zimmer, bleibe bei mir und bete für mich, daß ich nicht verzweifle!“

Wilhelm saß traurig am Bett und bewachte seine Mutter, deren Zustand sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte, ein heftiges Fieber hatte sich eingestellt, sie phantasirte stark. — Müller war wie gewöhnlich im Wirthshaus bei seinen Freunden; als er spät in der Nacht nach Hause kam, ging Wilhelm zu ihm hinaus und sagte, die Mutter sei krank.

„Ich bin kein Arzt, was kommst Du zu mir?“ entgegnete er achselzuckend und ging auf sein Zimmer, wo er sich zur Ruhe legte, als ob nichts vorgefallen sei.

Die Nacht verfloß für Wilhelm unter bangen Sorgen, denn das Uebel verschlimmerte sich und trotz der kühlen Umschläge, die er von Zeit zu Zeit der Kranken auf die Stirn legte, wollte das Fieber nicht weichen. Als der Doktor am Morgen erschien, machte er eine sehr bedenkliche Miene, auf Wilhelms dringende Bitte, ihm zu sagen was der Mutter fehle, erwiderte er: „Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, aber machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt, ein Nervenfieber ist im Anzuge.“

Das war ein Schlag, der Wilhelm durch alle Glieder fuhr, aber er mußte sich sammeln und durfte sich nicht zu sehr dem Schmerz hingeben, denn an seiner Pflege hing ja das Leben der Mutter. — Acht Tage und Nächte hatte der junge Mann am Lager der Kranken zugebracht, nur selten hatte sie einen lichten Augenblick, war aber so schwach und hilflos, daß sie keines Wortes mächtig war, nur die Augen, die mit dankbarer Liebe auf ihrem Sohn ruhten, sagten diesem, daß sie ihn noch erkannt habe.

Der neunte Tag rückte an, nach dem Ausspruch des Arztes der Tag der Entscheidung. Schon früh hatte Wilhelm nach diesem geschickt und um seinen schleunigen Besuch gebeten, denn die Kranke befand sich sehr schlecht, sie vermochte die Augen nicht zu öffnen, die Brust arbeitete lebhaft und ein heftiges Köcheln stellte sich ein.

„Herr Doktor!“ rief Wilhelm diesem zu als er kam und deutete auf das Bett, mehr vermochte er nicht zu sagen, er sank auf einen Stuhl und weinte die bittersten Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Maul- und Klauenseuche.

Die Maul- und Klauenseuche herrscht immer noch in großer Ausdehnung und bedroht noch fortbauend unsere Viehbestände. Die polizeilichen Maßnahmen reichen zur vollständigen Tilgung und Fernhaltung nicht aus, wenn nicht die Besitzer von Klauenvieh mitwirken. Jeder Viehbefizier kann und soll in seinem und im allgemeinen Interesse mithelfen; er vermag es auch, wenn er zum Schutze seines eigenen Bestandes folgendes beachtet:

1. Der Ankauf jedweden Klauenviehes ist in der nächsten Zeit zu unterlassen. Wo dies aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist, beschränke man ihn auf das allernothwendigste.

2. Der Ankauf ist am ungefährlichsten aus unverseuchten Stallungen der Viehbefizier, der Produzenten. Sehr gefährlich ist der Ankauf auf dem Markte, weil daselbst Vieh aus den verschiedensten Gehöften und Orten zusammenkommt und ein unmerklich erkranktes Stück zahlreiche andere Thiere anstecken kann.

3. Der Ankauf beim Viehhändler ist erst dann zu bewirken, wenn das Vieh in dessen Stalle sich durch mindestens 6 Tage vollständig gesund erwiesen hat.

Die zur Zeit vorgeschriebene thierärztliche Untersuchung des Handelsviehes giebt zwar die Gewißheit, daß das untersuchte Vieh zur Zeit frei von Maul- und Klauenseuche ist, kann aber keine Gewähr dafür bieten, daß das betreffende Vieh nicht bereits durch Berührung mit seuchenkranken Stücken oder durch Personen, Ställe, Eisenbahnverladeplätze u. s. w. angesteckt worden ist und in wenigen (3—6) Tagen erkrankt.

4. Angekaufte Thiere bringe man möglichst direkt — ohne Einstellung in Gasthofsställe, ohne längeres Verweilen an den Einladeplätzen der Eisenbahnen — nach dem Bestimmungsorte.

5. Neugekauft Vieh bringe man, wenn irgend möglich, zunächst durch 10 Tage in einen vollständig separaten Stall (Pferdestall) und lasse es nur von solchen Personen füttern, pflegen und melken, welche in andern Klauenviehställen nichts zu thun haben.

6. Viehhändlern, Fleischern und Viehtreibern untersage man das Betreten des Gehöftes, lasse sie mindestens nie in den Stall, weil diese Personen täglich viele Ställe betreten und namentlich bei Verheimlichung der Seuche den überaus flüchtigen Ansteckungsstoff in den Kleidern, an den Stiefeln, an den Händen u. s. w. oft unbewußt in viele, selbst stundenweit entlegene Gehöfte verschleppen. Ist der Verkehr mit derartigen Personen nicht zu umgehen, dann lasse man das Vieh, welches man z. B. als Schlachtwaare verkaufen will, durch eigne Leute aus dem Stalle in den Hof oder in den Pferdestall bringen, halte aber darauf, daß jene das Stück nicht oder wenigstens nicht am Kopfe oder am Euter anfassen.

Wenn es unumgänglich nothwendig ist, daß Personen, welche in andern Klauenviehställen verkehrt haben, in die Ställe eintreten, so empfiehlt es sich, denselben vor Betreten des Stalles das Anlegen einer hierfür bereit gehaltenen Kleidung, insbesondere von Ueberschuhen und Ueberrock, anzubieten.

7. Fremdem Gesinde untersage man das Betreten des Gehöftes und der Stallungen. Neuanziehendes Gesinde lasse man erst nach Anlegen anderer Kleidung und gründlicher Reinigung der Hände und der Kleider in die Ställe. Dem eigenen Gesinde verbiete man das Betreten anderer Stallungen und, soweit zugänglich, anderer Gehöfte, in welchen Klauenvieh gehalten wird.

8. Das eigne Klauenvieh halte man, soweit es nur irgend angeht, im Gehöfte. Ist man gezwungen es herauszunehmen, so vermeide man möglichst Wege, auf welchen fremdes Vieh getrieben und Ställe, in welchen solches eingestellt wird.

Auf Feldern und Weiden halte man sein Klauenvieh möglichst von dem anderer Besitzer entfernt.

9. Jeder Besitzer von Klauenvieh vermeide für seine Person selbst das Betreten von fremden Stallungen, namentlich Händler- und Gasthofsställen, in denen Klauenvieh eingestellt wird, sowie den Besuch von Vieh- und Schlachtviehmärkten.

10. Ist die Seuche im Orte selbst ausgebrochen, dann beschränke man den eignen Verkehr, sowie den seiner Familienglieder, des Gesindes und der Arbeiter mit anderen Gehöften auf das allernothwendigste. Ist bereits Gehöfte verseucht, ohne daß die Besitzer es wissen, und von ihnen aus erfolgt weitaus häufiger die Verschleppung als von den als solche bekannten Seuchengehöften.

Wenn jeder Viehbefizier den vorstehenden Mahnungen gemäß handelt, dann wird er sich nicht nur selbst vor den Verlusten durch die Maul- und Klauenseuche schützen, sondern wird auch dazu beitragen, daß die Seuche schneller getilgt und alle lästigen Verkehrsbeschränkungen aufgehoben werden können.